

Arno Strohmeyer, Norbert Spannenberger

Einleitung

1. „Frieden“ und Konfliktmanagement in den habsburgisch-osmanischen Beziehungen als Forschungsaufgabe

„As-salaam alaikum. Wir kommen zusammen in einer Zeit großer Spannung zwischen den Vereinigten Staaten und Muslimen auf der ganzen Welt – einer Spannung mit Wurzeln in historischen Kräften, die jenseits jeder Debatte über aktuelle Politik liegen. Das Verhältnis zwischen dem Islam und dem Westen schließt Jahrhunderte der Koexistenz und Kooperation ein, aber auch Konflikte und Religionskriege [...].“¹ Mit diesen Worten eröffnete Barack Obama seine viel beachtete Grundsatzrede an die islamische Welt, die er am 4. Juni 2009 an der Al-Azhar-Universität in Kairo hielt. Er reichte darin den Muslimen die Hand, um ihr Verhältnis zur westlichen Welt auf eine friedlichere Basis zu stellen. Dabei machte er auf die gemeinsame Geschichte aufmerksam, die von zwei Dimensionen gekennzeichnet sei: Konflikten und Religionskriegen einerseits, Koexistenz und Kooperation andererseits.

Das gilt ebenso für die Beziehungen des Osmanischen Reichs zum frühneuzeitlichen Europa, denn Krieg und Frieden wechselten einander ab: So stehen den acht Türkenkriegen, welche die österreichischen Habsburger zwischen 1526 und 1792 führten, mehr als 65 Friedensverträge oder Waffenstillstandsabkommen gegenüber. Ähnlich verhält es sich mit der Republik Venedig, die zwischen 1423 und 1718 ebenfalls acht Kriege gegen die Osmanen führte und im selben Zeitraum mit ihnen über 50 Vereinbarungen abschloss. Zwischen Russland und dem Osmanischen Reich gibt es alleine im 18. Jahrhundert zumindest 29 Verträge.² Neben den zahlreichen Kriegen gab es somit genauso intensive Bemühungen um Konfliktreduktion und Frieden.³

1 OBAMA, Barack: Rede, gehalten in Kairo am 4. Juni 2009. Wortlaut (in dt. Übersetzung) in: <http://www.faz.net/aktuell/politik/obama-rede-im-wortlaut-der-islam-ist-ein-teil-amerikas-1810953.html> (16.8.2012).

2 Vgl. NORADOUNGHIAN, Gabriel Efendi: *Recueil d'Actes Internationaux de l'Empire Ottoman*. Bd. 1: 1300–1789. Paris-Leipzig-Neuchatel 1897. – BITTNER, Ludwig: *Chronologisches Verzeichnis der österreichischen Staatsverträge*. Bd. I: Die österreichischen Staatsverträge von 1526 bis 1763. Wien u. a. 1903. – DERS.: *Chronologisches Verzeichnis der österreichischen Staatsverträge*. Bd. II: Die österreichischen Staatsverträge von 1763 bis 1847. Wien u. a. 1909.

3 Da es für die „Türkenkriege“, das heißt für die militärischen Konflikte europäisch-christlicher Mächte mit dem Osmanischen Reich, die im südöstlichen Europa vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert stattfanden, keine einheitliche Bezeichnung gibt und oftmals mehrere Mächte gemeinsam gegen die Osmanen kämpften, ist eine allgemein gültige Zählung schwierig. So wird der „Fünfte Österreichische Türkenkrieg“ (1683–1699) auch als „Zweiter Russischer“

Das kollektive Gedächtnis weiter Teile der europäischen Bevölkerung ist diesbezüglich jedoch von einem starken Ungleichgewicht gekennzeichnet, denn in den öffentlichen Geschichtsbildern dominieren eindeutig die Kriege. Zwar ist das Phänomen „Frieden“ nicht völlig aus der Erinnerung verbannt – an den Abschluss des in den Beziehungen der Habsburgermonarchie zum Osmanischen Reich zentralen Friedens von Zsitvatorok 1606 etwa gemahnt in Radvaň nad Dunajom (ung. Dunaradvány), im Süden der Slowakei, ein kleines Denkmal, in Karlowitz (serb. Sremski Karlovci) befindet sich zur Erinnerung an den dort 1699 abgeschlossenen Frieden eine Friedenskapelle –, die Dominanz der Kriege ist jedoch unübersehbar. Das lässt sich an drei aktuellen Beispielen zeigen: 1. dem Gedenken an die Schlacht bei Mohács 1526 in Ungarn, 2. der Zweiten Türkenbelagerung Wiens 1683 in der österreichischen Erinnerungskultur und 3. an den Debatten über den EU-Beitritt der Türkei in Deutschland.

1. *Schlacht bei Mohács 1526*: Die Schlacht bildet im Bewusstsein der Bevölkerung Ungarns bis heute ein Schlüsselereignis der nationalen Geschichte. In nur rund eineinhalb Stunden wurde das circa 25.000 Mann starke Heer des Königreichs von der zahlenmäßig überlegenen Armee Süleymans des Prächtigen vernichtend geschlagen. Ungefähr 14.000 Soldaten verloren ihr Leben, darunter viele der höchsten Adeligen und kirchlichen Würdenträger, der König, Ludwig II. (1506–1526), ertrank auf der Flucht, Zehntausende Menschen landeten in der Sklaverei und das Land, das zum Großteil unter osmanische Oberhoheit geriet, verlor schätzungsweise fünf Prozent seiner Gesamtbevölkerung.⁴ Noch heute lautet ein gängiges ungarisches Sprichwort: „Bei Mohács ging mehr verloren“, das heißt, es hätte auch schlimmer kommen können.

Bereits in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts galt die Schlacht als nationale Katastrophe, die das einst selbstständige Königreich zur machtlosen Pufferzone zwischen zwei rivalisierenden Großmächten degradiert habe. Nach dem Ersten Weltkrieg handelte es sich in den Augen der Ungarn neben dem Vertrag von Trianon 1920 um die größte Tragödie der Geschichte des Landes. 1926 errichtete man anlässlich des 400. Jahrestages am Schauplatz des Ereignisses eine monumentale Gedenkkirche, in deren Fundament die Erde aus 3.000 ungarischen Gemeinden, 52 Städten und 25 Höfen einzelner Komitatshäuser eingebracht wurde. Nach der Zeit des Stalinismus, in der die Schlacht etwas in den Hintergrund geriet, da der habsburgische Imperialismus als hauptverantwortlich für den Verlust der Eigenstaatlichkeit galt, kam es 1976, als sie sich zum 450. Mal jährte, zu einer Wiederbelebung und Errichtung einer staatlichen Gedenkstätte mit symbolischen Grabsäulen für die Gefallenen, die sich alsbald zu einem nationalen Wallfahrtsort entwickelte.

und „Siebenter Venezianischer Türkenkrieg“ bezeichnet. Vgl. für einen Überblick WREDE, Martin: Türkenkriege. In: Enzyklopädie der Neuzeit. Bd. 13: Subsistenzwirtschaft – Vasall. Hg. v. Friedrich JAEGER. Stuttgart-Weimar 2011, 827–839. – KOHNLE, Armin: Türkenkriege. In: Theologische Realenzyklopädie. Bd. 34. Berlin u. a. 2002, 181–183.

4 Überblick bei WINKELBAUER, Thomas: 1526 – Die Entstehung der zusammengesetzten Monarchie der österreichischen Linie des Hauses Habsburg. In: Von Lier nach Brüssel. Schlüsseljahre österreichischer Geschichte (1496–1995). Hg. v. Martin SCHEUTZ und Arno STROHMEIER. Wien 2010, 59–78.

2011 schließlich eröffnete Parlamentspräsident László Kövér, ein Gründungsmitglied der gegenwärtig regierenden Partei Fidesz-Bund Junger Demokraten, der auch Ministerpräsident Viktor Orbán bis heute vorsteht, auf dem Gelände ein neues Besucherzentrum, dessen Architektur der Stephanskrone, dem Symbol der staatlichen Eigenständigkeit des Landes, nachempfunden wurde. Die Schlacht steht somit in Ungarn bis heute im Dienst der Politik, die sie einsetzt, um nationale Identität zu stiften.⁵

2. *Zweite Türkenbelagerung Wiens 1683*: Als bei der Fußballeuropameisterschaft 2008, die in Österreich und der Schweiz stattfand, die Türkei im Halbfinale in Wien auf Deutschland traf, erschien in der *Kronen Zeitung*, der mit Abstand auflagenstärksten österreichischen Boulevardzeitung, ein Artikel, in dem es hieß: „Wohlan denn, meine Türken: Weltgeschichte habt Ihr genug geschrieben (wer wüsste das besser als wir hier in Wien?), jetzt ist die Sportgeschichte dran. Die schönere Geschichte. Die Geschichte, die verbindet, statt zu trennen.“⁶ Der Verfasser, Michael Jeanneé, ein in der Medienszene für seine provokanten und verächtlichen Kommentare berühmter Journalist, spielte darin auf die „Türkenkriege“, die bis heute das Wissen der österreichischen Bevölkerung über die habsburgisch-osmanischen Beziehungen beherrschen, als trennendes Element der Beziehungen der Türkei zu den europäischen Staaten an.

Eine Schlüsselstellung nimmt dabei die Zweite Türkenbelagerung Wiens 1683 ein: In diesem Jahr unternahm das Osmanische Reich nach einer Phase der Regeneration bekanntlich einen neuerlichen Anlauf zur Eroberung der Donaumetropole, der in einem Fiasko endete, denn die taktisch und waffentechnisch unterlegenen Truppen des Großwesirs Kara Mustafa Pascha wurden von dem vom polnischen König Jan III. Sobieski (1629–1696) angeführten Entsatzheer in der Schlacht am Kahlenberg vernichtend geschlagen.⁷ In der Folge verloren die Osmanen fast ganz Ungarn an die Habsburgermonarchie, die durch diesen Gebietsgewinn zur europäischen Großmacht aufstieg.⁸ Das Aufeinandertreffen gilt als zentrales Ereignis der europäischen Geschichte, wie seine Aufnahme in das dreibändige Sammelwerk „Europäische Erinnerungsorte“ belegt, das 2012 erschien.⁹

In Österreich bildete es bis in die jüngste Vergangenheit einen gesellschaftlichen „Erinnerungsimperativ“ mit regelmäßigen Jubiläen, Denkmalsetzungen, Got-

5 Vgl. SPANNENBERGER, Norbert/ÖZE, Sándor: „Wir brauchen Mohács!“ Historiographie und politische Instrumentalisierung der Erinnerung an eine nationale Niederlage in Ungarn. In: Südosteuropa: Von vormoderner Vielfalt und nationalstaatlicher Vereinheitlichung. Festschrift für Edgar Hösch. Hg. v. Konrad CLEWING und Oliver Jens SCHMITT. München 2005, 327–349.

6 JEANNEÉ, [Michael]: Die Türken, der Fußball, die Weltgeschichte Jeanneés. In: *Kronen Zeitung*, 22.6.2008, 55.

7 Vgl. STOYE, John: Die Türken vor Wien. Schicksalsjahr 1683. Graz 2010.

8 Zur Forschungsgeschichte siehe KROENER, Bernhard R.: Wien 1683. Internationale Politik und Kriegführung im 17. Jahrhundert – Probleme der Forschung. In: *Zeitschrift für Historische Forschung* 12 (1985), 181–216.

9 Vgl. PETRITSCH, Ernst D.: Die Schlacht am Kahlenberg 1683. In: *Europäische Erinnerungsorte*. Bd. 2: Das Haus Europa. Hg. v. Pim de BOER, Heinz DUCHHARDT, Georg KREIS und Wolfgang SCHMALE. München 2012, 413–419.

tesdiensten, Umzügen und Ausstellungen.¹⁰ Alleine im Raum Wien gemahnen noch immer weit mehr als einhundert Monumente an die Schlacht, und Prinz Eugen gilt ob seiner in den anschließenden Kämpfen erfochtenen Siege als einer der „großen Helden“ der österreichischen Geschichte.¹¹ Die Festlichkeiten anlässlich der 300. Wiederkehr der Belagerung 1983 standen ganz im Zeichen des gleichzeitig stattfindenden Besuchs von Papst Johannes Paul II., der am 12. September, dem Jahrestag der Schlacht am Kahlenberg, einen Gottesdienst zelebrierte. Bei den Feierlichkeiten wich man allerdings von einer einseitigen, auf die Osmanen als „Erbfeind“ fixierten Sicht ab. So nahmen an einem zeitgleich organisierten internationalen Symposium auch türkische Historiker teil, und die 13 Ausstellungen, die in und rund um Wien inszeniert wurden, konzentrierten sich auf den Prunk und die zivilisatorischen Errungenschaften der Osmanen, während sie das Blutvergießen und die von beiden Seiten begangenen Kriegsgräueltaten weitgehend ausklammerten. Das deutsche Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* meinte diesbezüglich, im Zeitalter des Massentourismus und der Migration von Gastarbeitern habe sich der Schrecken offenbar zur Idylle gewandelt, weiche religiöser Fanatismus toleranter Neugier.¹²

Dass dies zu optimistisch war, belegt die Instrumentalisierung der Türkenfurcht durch rechtspopulistische Kreise im Wiener Gemeinderatswahlkampf 2010:¹³ In einer allen Wiener Haushalten zugestellten Comic-Broschüre mit dem Titel „Sagen aus Wien“ fordert der Vorsitzende der Freiheitlichen Partei Österreichs, Heinz-Christian Strache, an der Seite einer dem Prinzen Eugen nachempfundenen Figur, nach der Erinnerung an die Ereignisse von 1683, einen kleinen Jungen auf, dem „Mustafa“ mit einer Steinschleuder „eine aufzubrennen“, was dann auch geschieht. Zur Belohnung erhält er eine Burenwurst.¹⁴

3. *Debatten über den EU-Beitritt der Türkei*: Das konfliktorientierte Bild von den Beziehungen zum Osmanischen Reich ist im kollektiven Gedächtnis so fest verankert, dass die Türkenkriege in Deutschland sogar als Argument gegen einen

- 10 Vgl. SCHEUTZ, Martin: 1683 – Zweite Türkenbelagerung Wiens. Internationale Konflikte, beginnende Zentralisierung der zusammengesetzten Habsburgermonarchie und Konfessionalisierung. In: Von Lier nach Brüssel (wie Anm. 4), 111–135. – RAUSCHER, Peter: Die Erinnerung an den Erbfeind. Die „Zweite Türkenbelagerung“ Wiens 1683 im öffentlichen Bewusstsein Österreichs im 19. und 20. Jahrhundert. In: Repräsentationen der islamischen Welt im Europa der Frühen Neuzeit. Hg. v. Gabriele HAUG-MORITZ und Ludolf PELIZAEUS. Münster 2010, 278–305. – LEPELLET, Mathieu: Die Türken vor Wien. In: Deutsche Erinnerungsorte. Bd. I. Hg. v. Étienne FRANÇOIS und Hagen SCHULZE. München 2003, 391–406.
- 11 Vgl. HEISS, Johann/FEICHTINGER, Johannes: Wiener „Türkengedächtnis“ im Wandel. Historische und anthropologische Perspektiven. In: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 38/2 (2009), 249–263, hier 255. – SUPPANZ, Werner: Österreichische Geschichtsbilder. Historische Legitimationen in Ständestaat und Zweiter Republik. Köln-Weimar-Wien 1998, 173–177. – VOCELKA, Karl: Glanz und Untergang der höfischen Welt. Repräsentation, Reform und Reaktion im habsburgischen Vielvölkerstaat. Wien 2001, 42–46.
- 12 CYRUS, Inge: Der Stephansdom im Türkensturm. In: *Der Spiegel* 23, 6.6.1983, 114f., hier 115, online: <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-14021679.html> (17.8.2012).
- 13 Zur Bedeutung antitürkischer Vorurteile in der aktuellen österreichischen Integrationsdebatte und deren historischen Wurzeln ÖZKAN, Duygu: Türkenbelagerung. Wien 2011.
- 14 Die Broschüre als Kurzvideo unter <http://www.youtube.com/watch?v=QSQ2qgKsrrU> (17.8.2012).

Beitritt der Türkei zur Europäischen Union angeführt wurden. So meinte Hans-Ulrich Wehler 2002 in einem Artikel in der Wochenzeitung *Die Zeit*: „Das muslimische Osmanenreich hat rund 450 Jahre lang gegen das christliche Europa nahezu unablässig Krieg geführt [...]. Das ist im Kollektivgedächtnis der europäischen Völker, aber auch der Türkei tief verankert. Es spricht darum nichts dafür, eine solche Inkarnation der Gegnerschaft in die EU aufzunehmen.“¹⁵ Ähnlich führte Heinrich August Winkler im Jahr darauf in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* aus, die Vergangenheit bilde beim Beitritt der Türkei zur Europäischen Union ein „Ehehindernis“, da sie aufgrund vieler trennender Elemente die Ausbildung einer umfassenden europäischen Identität verhindere.¹⁶

Weniger einseitig ist die Frühneuzezeitforschung, denn hier finden nichtkriegerische Kontakte des Osmanischen Reichs zu Europa im Allgemeinen und zur Habsburgermonarchie im Besonderen schon seit Längerem Aufmerksamkeit.¹⁷ So veröffentlichten Fernand Braudel und Immanuel Wallerstein in den 1970er Jahren ihre einflussreichen Thesen über ökonomische Vernetzungen und Weltwirtschaftssysteme, als deren Folge sich wirtschaftliche Abhängigkeiten von den europäischen Märkten zu einem Leitthema der Osmanenforschung entwickelten.¹⁸ Auch wenn einzelne Friedensverträge untersucht wurden, blieb das Thema „Frieden“ insgesamt doch weiterhin im Schatten der Kriege, deren Erforschung eine so lange Tradition besitzt, dass man dafür sogar einen eigenen Terminus schuf: „Türkenkriegsforschung“.¹⁹ Eine 1955 veröffentlichte Bibliografie zu den beiden Türkenbelagerungen Wiens verzeichnet mehr als 4.000 Titel,²⁰ und in einem 2002 publizierten Sammelband über die Erforschung der Geschichte des Osmanischen Reichs auf dem Balkan wird die Schlacht von Mohács häufiger erwähnt als alle Friedensverträge zusammen, einschließlich des für die Staatswerdung der Türkei zentralen Friedens von Lausanne 1923.²¹ Das „Zeitalter der Türkenkriege“ bildete

15 WEHLER, Hans-Ulrich: Die Selbstzerstörung der EU durch den Beitritt der Türkei. In: Konflikte zu Beginn des 21. Jahrhunderts. Essays. Hg. v. DEMS. München 2003, 41–53, hier 46. – DERS.: Das Türkenproblem. Der Westen braucht die Türkei – etwa als Frontstaat gegen den Irak. Aber in die EU darf das muslimische Land niemals. In: *Die Zeit*, 12.9.2002, online: http://www.zeit.de/2002/38/200238_tuerkei.contra.xml (24.8.2012).

16 WINKLER, Heinrich August: Europa am Scheideweg. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 12.11.2003, 10. – DERS.: Ehehindernisse. Gegen einen EU-Beitritt der Türkei. In: *Süddeutsche Zeitung*, 23.11.2002, 13.

17 Vgl. Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie. Akten des internationalen Kongresses zum 150-jährigen Bestehen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung Wien, 22.–25. September 2004. Hg. v. Marlene KURZ, Martin SCHEUTZ, Karl VOCELKA und Thomas WINKELBAUER. Wien-München 2005.

18 Vgl. FAROQHI, Suraiya/ADANIR, Fikret: Introduction. In: *The Ottomans and the Balkans. A Discussion of Historiography*. Hg. v. DENS. Leiden-Boston-Köln 2002, 1–55, hier 21–24.

19 TEPLY, Karl: Das österreichische Türkenkriegszeitalter. In: *Die Türkenkriege in der historischen Forschung*. Hg. v. Zygmunt ABRAHAMOWICZ u. a. Wien 1983, 5–51, hier 5.

20 STURMINGER, Walter: *Bibliographie und Ikonographie der Türkenbelagerungen Wiens 1529 und 1683*. Graz-Köln 1955.

21 Vgl. *The Ottomans and the Balkans* (wie Anm. 18).

lange auch eine Epochenbezeichnung der österreichischen beziehungsweise habsburgischen Geschichte.²²

Abgesehen davon, dass es offenbar grundsätzlich einfacher ist, über Krieg zu schreiben als über Frieden,²³ sind die Ursachen für das Ungleichgewicht in den kollektiven Gedächtnissen wie in der Forschung breit gefächert:

- Eine entscheidende Rolle spielen schlichtweg Anzahl, Dauer und Kontinuität der Türkenkriege, bei denen es sich um ein allgemeines und dauerhaftes Phänomen der europäischen Geschichte handelt.
- Ein weiterer Grund ist ihre bedeutende Stellung in den zeitgenössischen Lebenswelten, denn im Bewusstsein der Menschen waren die Kriege selbst in Friedenszeiten stets präsent: in Legenden, der Überlieferung, im kollektiven Gedächtnis, in traumatischen Erfahrungen, in Zukunftsängsten und apokalyptischen Prophezeiungen.²⁴
- Die Türkenkriege waren für die Entstehung der Habsburgermonarchie in mehrfacher Hinsicht von entscheidender Bedeutung, denn sie förderten das Solidaritätsgefühl und bewirkten die innenpolitische Stabilisierung des nur locker verbundenen Herrschaftskomplexes. Bei der Organisation der Türkenabwehr mussten vor allem in den Erbländern Landesfürst, Adel und Stände an einem Strang ziehen, was nicht zuletzt aufgrund religiöser und politischer Differenzen sonst keineswegs immer der Fall war. Gleichzeitig wirkten die Türken identitätsbildend, repräsentierten sie doch das Andere, jenes Gegenbild, das Gemeinschaften benötigen, um sich nach außen abzugrenzen. Schließlich ist darauf hinzuweisen, dass die Türkengefahr in Böhmen wie in Ungarn ein wichtiger Impuls war, Ferdinand I. auf den Thron zu heben und damit jene drei Herrschaftsräume miteinander zu verbinden, aus denen sich die Habsburgermonarchie entwickelte.²⁵
- Eine besonders wichtige Rolle spielen die Politisierung der Historiografie und nationale Geschichtsbilder. Es ist praktisch unmöglich, sich in dem Labyrinth nationaler Erinnerungskulturen in den Nachfolgestaaten des Osmanischen Reichs im östlichen und südöstlichen Europa zurechtzufinden, die Ansicht, die osmanische Herrschaft habe die Entwicklung der eigenen Nationalstaatlichkeit gehemmt, ist jedoch ein weitverbreitetes Narrativ, das die gewaltsame Eroberung durch die Osmanen wie die Befreiungskriege zu wichtigen Erinnerungsorten macht.²⁶ Gyula Szekfű etwa, in der Zwischenkriegszeit einer der bedeu-

22 TEPLY (wie Anm. 19).

23 Vgl. GITTINGS, John: *The Glorious Art of Peace. From the Iliad to Iraq*. Oxford 2012.

24 Vgl. etwa BARBARICS-HERMANIK, Zsuzsa: Reale oder gemachte Angst? Türkengefahr und Türkenpropaganda im 16. und 17. Jahrhundert. In: *Türkenangst und Festungsbau. Wirklichkeit und Mythos*. Hg. v. DERS. und Harald HEPPNER. Frankfurt/Main 2009, 43–75. – WREDE (wie Anm. 3), 837.

25 Vgl. STURMBERGER, Hans: Türkengefahr und österreichische Staatlichkeit. In: *Südostdeutsches Archiv* 10 (1967), 132–145.

26 TROEBST, Stefan: Vertraute Fremdheit: Das Osmanische Reich in der makedonischen Geschichtskultur. In: *Vergangene Größe und Ohnmacht in Ostmitteleuropa: Repräsentationen imperialer Erfahrung in der Historiographie seit 1918*. Hg. v. Frank HADLER und Mathias MESENHÖLLER. Leipzig 2007, 159–168, hier 159. – KOPČAN, Vojtech: Die tschechoslowakische Lite-

tendsten Historiker Ungarns, interpretierte die Türkenkriege als Auseinandersetzung des zivilisierten europäischen Westens mit dem orientalischen Osten und die Herrschaft der Osmanen als Epoche des kulturellen und ethnischen Verfalls des Königreichs.²⁷ In Bulgarien und Griechenland diente das „türkische Joch“ bis in die jüngste Vergangenheit zur Rechtfertigung für Modernisierungsrückstände in Staat, Gesellschaft und Kultur.²⁸ Auch wenn einige Nationalhistoriografien von dieser Sichtweise abrückten – in Ungarn etwa fand in den 1970er und 1980er Jahren eine Diskussion über die Frage statt, ob es nach der Schlacht bei Mohács nicht klüger gewesen wäre, das Königreich unter osmanische Oberhoheit zu stellen, denn das hätte nach 1918 die Chancen verbessert, sich wenigstens zu einem mittelgroßen, und nicht zu einem kleinen Nationalstaat zu entwickeln²⁹ – oder, wie das Beispiel Makedonien zeigt, zu einem differenzierteren Urteil gelangen,³⁰ blieb das Interesse am Thema Frieden gering. Letzteres gilt auch für die türkische Historiografie.³¹

Die Erforschung der kriegerischen Dimensionen der habsburgisch-osmanischen Beziehungen ist zweifelsohne berechtigt, denn deren enormes Gewicht zu ignorieren, würde bedeuten, der Vergangenheit Gewalt anzutun. Problematisch wird das jedoch, wenn die Bemühungen um Frieden und Konflikteindämmung, die es genauso gegeben hat, nicht ebenfalls die entsprechende Aufmerksamkeit finden und es dadurch zu einem verzerrten Gesamtbild kommt. Auch wenn die Geschichtsforschung nicht im Dienst der Politik stehen will, ihre Ergebnisse tun es unweigerlich. In Anbetracht der daraus resultierenden Verantwortung ist es unerlässlich, ein einseitiges oder verzerrtes Geschichtsbild zu korrigieren und auf weitere Erinnerungsoptionen aufmerksam zu machen. Damit lässt sich ein Bogen zu der eingangs angeführten Rede Barack Obamas schlagen, in welcher der Präsident ausführte: „Solange unser Verhältnis durch unsere Differenzen definiert ist, werden wir denjenigen mehr Macht verleihen, die Hass säen statt Frieden, und die Konflikte fördern statt die Zusammenarbeit, die allen unseren Menschen helfen kann, Gerechtigkeit und Wohlstand zu erreichen. Dieser Kreislauf von Argwohn und Zwietracht muss enden.“³²

ratur zu den Türkenkriegen. In: Die Türkenkriege (wie Anm. 19), 79–97. – SERBAN, Constantin: Die rumänische Geschichtsliteratur über die Kriege gegen die Osmanen und deren internationale Auswirkungen im 16., 17. und 18. Jahrhundert. In: Ebd., 99–118. – MOAČANIN, Nenad: Die Türkenkriege des 16. bis 18. Jahrhunderts in der jugoslawischen Literatur nach 1945. In: Ebd., 143–163.

27 Vgl. DÁVID, Géza/FODOR, Pál: From Philological to Historical Approach: Twentieth-Century Hungarian Historiography of the Ottoman Empire. In: *Vergangene Größe* (wie Anm. 26), 147–158. – DIES.: Hungarian Studies in Ottoman History. In: *The Ottomans and the Balkans* (wie Anm. 18), 305–349, hier 337–340.

28 Vgl. TROEBST (wie Anm. 26), 159.

29 Die Diskussion bei FAROQHI/ADANIR (wie Anm. 18), 53 f.

30 Vgl. TROEBST (wie Anm. 26), 159–167.

31 Vgl. FAROQHI/ADANIR (wie Anm. 18), 9–17. – KUNT, Metin: Türkische Beiträge zur Untersuchung der Beziehungen zwischen dem Osmanischen und dem Habsburger-Reich. In: *Die Türkenkriege* (wie Anm. 19), 165–183.

32 OBAMA (wie Anm. 1).

2. Konzeptionelle Überlegungen

Der Band schließt an aktuelle Entwicklungen der Erforschung der Geschichte des Osmanischen Reichs an, die dem Themenkomplex „Koexistenz und Kooperation“ verstärkt Beachtung schenken. So erforscht die Projektgruppe *Osmanischer Orient und Ostmitteleuropa* des GWZO an der *Universität Leipzig* seit 2006 in transnational vergleichender Perspektive wechselseitige Wahrnehmungen und Austauschprozesse in den Grensräumen zwischen dem Osmanischen Reich und dem östlichen Europa, wobei das historische Ungarn, Böhmen und Polen-Litauen regionale Schwerpunkte bilden.³³ Zu nennen sind ferner der 1996 eingerichtete, an der Universität Zagreb angesiedelte internationale Forschungsverbund *Triplex Confinium*, der die Grenzen des Imperiums zur Republik Venedig und zur Habsburgermonarchie im 16. bis 18. Jahrhundert untersucht,³⁴ sowie das 2008 an der *Universität Gießen* gegründete Wissenschaftliche Netzwerk der Deutschen Forschungsgemeinschaft *Das osmanische Europa – Methoden und Perspektiven der Frühneuzeitforschung zu Südosteuropa*, das sich um einen multiperspektivischen Zugang bemüht, der die vielfältige Einbindung des Osmanischen Reichs in das frühneuzeitliche Europa sichtbar machen soll.³⁵

Eine allgemeingültige oder unumstrittene Definition von „Frieden“ gibt es in der Forschung nicht, etabliert hat sich jedoch die Unterscheidung zwischen einem positiven und negativen Begriffsverständnis.³⁶ Um die Perspektive nicht einzunengen, wurde es den Autorinnen und Autoren des Bandes freigestellt, mit welcher von beiden Auslegungen sie operieren. Demgemäß wird unter Frieden einerseits die Abwesenheit von Krieg verstanden, wie es Thomas Hobbes in seiner Staatsphilosophie klassisch formulierte: „Denn was ist der Krieg anderes als jene Zeit, wo der Wille, mit Gewalt seinen Streit auszufechten, durch Worte und Taten deutlich erklärt wird? Die übrige Zeit nennt man den Frieden.“³⁷ Greift man Weiterentwicklungen dieses Begriffsverständnisses in der Historischen Friedensforschung auf, ließe sich auch von einem Zustand geringer kollektiver beziehungsweise militärischer Gewaltverdichtung sprechen,³⁸ was im Kontext der habsburgisch-osmanischen Beziehungen insofern sinnvoll scheint, als an der Militärgrenze selbst in „Friedenszeiten“ wechselseitige Übergriffe auf der Tagesordnung standen.³⁹ Ande-

33 Kurzdarstellung der Projektgruppe mit den Teilprojekten und Aktivitäten unter http://www.uni-leipzig.de/~gwzo/index.php?option=com_content&view=article&id=298&Itemid=570 (17.8.2012).

34 Kurzdarstellung unter <http://www.ffzg.unizg.hr/pov/zavod/triplex/> (12.8.2012).

35 Zielsetzungen des Netzwerks: <http://www.osmanisches-europa.de/> (17.8.2012).

36 Vgl. WOLFRUM, Edgar: Krieg und Frieden in der Neuzeit: Vom Westfälischen Frieden bis zum Zweiten Weltkrieg. Darmstadt 2003, 10–14. – Perspektiven der historischen Friedensforschung. Hg. v. Benjamin ZIEMANN. Essen 2002.

37 HOBBS, Thomas: Vom Menschen. Vom Bürger. Elemente der Philosophie 2/3. Eingel. u. hg. v. Günter GAWLICK. Hamburg 1994, § 12.

38 KATER, Thomas: Über Gewalt und Frieden: Bilder des Politischen. In: Perspektiven (wie Anm. 36), 57–85, hier 59–61.

39 Vgl. PÁLFFY, Géza: Türkenabwehr, Grenzsoldatentum und die Militarisierung der Gesellschaft in Ungarn in der Frühen Neuzeit. In: Historisches Jahrbuch 123 (2003), 111–148. – DERS.: Die

rerseits werden auch positive Friedensvorstellungen analysiert, das heißt jene zeitgenössischen Konzepte und Ideen, die unter Frieden bestimmte soziale und politische Verhältnisse verstanden, die anzustreben seien. Hier gab es eine große Bandbreite an Anschauungen, die oftmals stark von der Religion geprägt waren, wobei sich „innere“, auf das Gemeinwesen bezogene, und „internationale“ Dimensionen überschneiden konnten.

Beide Begriffsdefinitionen verweisen auf einen dynamischen Charakter von Frieden, zu dem auch jene politischen Handlungen, Verhaltensweisen und Strategien zu zählen sind, die auf Deeskalation, also auf die Verhütung oder wenigstens Reduktion des Konfliktpotenzials und der Anwendung militärischer Gewalt abzielten. Dieses „Konfliktmanagement“ war in den habsburgisch-osmanischen Beziehungen keine einfache Angelegenheit, denn es mussten nicht nur fundamentale machtpolitische Gegensätze gezähmt, sondern auch tief greifende kulturelle Differenzen überwunden werden; es ging nicht nur um Frieden zwischen politischen Gegnern, sondern auch sehr verschiedenartigen Kulturen. Ausgehend von einem „weiten“ Verständnis von Kultur sind damit Unterschiede bei der Gesamtheit der symbolischen Hervorbringungen des Menschen gemeint, also religiöse Differenzen ebenso wie Sprachprobleme, unterschiedliche Normen und Rechtssysteme, Institutionen, internalisierte Verhaltensformen, Wissensordnungen, Wertesysteme, Ideologien, zeremonielle Handlungen und Konstruktionen von Identität.⁴⁰

Die habsburgisch-osmanischen Beziehungen wiesen diesbezüglich tiefe Brüche auf, unter denen der Gegensatz zwischen Christentum und Islam hervorsteicht, der aufgrund der engen Verflechtung zwischen Religion und Politik in alle Bereiche des Zusammenlebens wirkte und enormes Konfliktpotenzial in sich barg. So verstanden sich beide Reiche als Führungsmacht ihres Glaubens, für dessen Schutz sich der Sultan in Konstantinopel wie der Kaiser in Wien hauptverantwortlich zeigen musste, da es sich dabei um einen wesentlichen Faktor der Herrschaftslegitimation handelte. Verschärfend wirkten religiös besetzte Eroberungsideologien, auf christlicher Seite etwa die noch immer anzutreffenden Ideen vom Heiligen Krieg und Kreuzzug, die mannigfach in die Türkenkriege einfließen und von den Habsburgern propagandistisch zur Mobilisierung ihrer Untertanen, zur Bildung von Bündnissen sowie zur Legitimation ihrer Feldzüge eingesetzt wurden. Noch im Großen Türkenkrieg (1683–1699) diente die Kreuzzugrhetorik der Verhüllung der machtpolitischen Interessen der Dynastie.⁴¹ Bei den Osmanen ist die Vorstellung

Türkenabwehr der Habsburgermonarchie in Ungarn und Kroatien im 16. Jahrhundert: Verteidigungskonzeption, Grenzfestungssystem, Militärkartographie. In: *Türkenangst und Festungsbau* (wie Anm. 24), 79–108. – PETRIĆ, Hrovje: *The Fortress as an Economic Factor: The Slavonian Military Border in the 17th Century*. In: *Ebd.*, 109–128. – SPANNENBERGER, Norbert: *Konfessionsbildung unter den Grenzsoldaten im osmanischen Grenzraum Ungarns im 16. Jahrhundert*. In: *Formierungen des konfessionellen Raumes in Ostmitteleuropa*. Hg. v. Evelyn WETTER. Stuttgart 2008, 281–295. – ŠTEFANEK, Nataša: *Demographic Changes on the Habsburg-Ottoman Border in Slavonia (c. 1570–1640)*. In: *Das Osmanische Reich* (wie Anm. 17), 551–578.

40 Zu diesem Verständnis von Kultur vgl. STOLLBERG-RILINGER, Barbara: *Einleitung: Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?* In: *Was heißt Kulturgeschichte des Politischen?* Hg. v. DERS. Berlin 2005, 1–10.

41 Vgl. SCHREINER, Klaus: *Kriege im Namen Gottes, Jesu und Mariä. Heilige Abwehrkämpfe* ge-

vom *cihad* zu nennen, die allerdings aufgrund unterschiedlicher Auslegungsmöglichkeiten nicht automatisch zu einer aggressiven Außenpolitik führen musste und keineswegs alleine für den enormen militärischen Expansionsdrang verantwortlich gemacht werden kann, den das Osmanische Reich lange Zeit auszeichnete. Ein weiteres Beispiel ist die Außendarstellung der Sultane als *gazi*, als ein mit bestimmten Eigenschaften ausgestatteter vorbildlicher Kämpfer für den Islam.⁴²

Die kulturellen Gegensätze dürfen nicht auf die Religion reduziert werden,⁴³ denn die komplizierte ethnisch-nationale Gemengelage Ostmittel- und Südosteuropas, die im Mittelalter zu mehr oder weniger dauerhaften, einander geografisch teilweise überschneidenden Herrschaftsbildungen mit unklaren Souveränitätsansprüchen und umstrittenen staatlich-politischen Traditionen geführt hatte, ist ebenfalls zu berücksichtigen. Ferner muss beachtet werden, dass mit dem Osmanischen Reich und der Habsburgermonarchie zwei großräumige Machtakkumulationen aufeinandertrafen, die aggressive imperiale Verhaltensweisen an den Tag legten:⁴⁴ die permanente Bereitschaft zur Expansion, die Überzeugung, der Gegenseite zivilisatorisch überlegen zu sein, einen Drang zur Verbreitung einer bestimmten Weltanschauung (hier bestehen enge Zusammenhänge zur Religion) und damit in Zusammenhang die Verfolgung einer „imperialen Mission“, beispielsweise die Errichtung eines Weltreichs. Der osmanische Anspruch auf die Weltherrschaft besaß türkische, persische und islamische Wurzeln, die Annahme des oströmischen Kaisertitels nach der Eroberung Konstantinopels 1453 verstärkte ihn.⁴⁵ Das bei habsburgischen Kaisern anzutreffende Selbstverständnis, ein Universalmonarch und deshalb allen anderen Herrschern überlegen zu sein, hat seine Ursprünge in römischen und christlichen Traditionen.⁴⁶

gen die Türken im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit. In: Heilige Kriege. Religiöse Begründungen militärischer Gewaltanwendung: Judentum, Christentum und Islam im Vergleich. Hg. v. DEMS. München 2008, 151–192, hier 169–186.

- 42 Zur Dynamik siehe FAROQHI, Suraiya: Die Legitimation des Osmanensultans: Zur Beziehung von Religion, Kunst und Politik im 16. und 17. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Türkeistudien 2 (1989), 49–67.
- 43 Zur Kritik an solchen vereinfachten Sichtweisen NEUWIRTH, Angelika: Gewalttexte und Versöhnungsliturgien im Judentum, Christentum und Islam. In: Europäische und islamisch geprägte Länder im Dialog. Gewalt, Religion und interkulturelle Verständigung. Hg. v. Christoph WULF, Jacques POULAIN und Fathi TRIKI. Berlin 2006, 48–61, hier 49.
- 44 Während die Ansicht, das Osmanische Reich sei ein Imperium gewesen, in der Forschung kaum angefochten wird, ist dies für die Habsburgermonarchie umstritten. Allerdings lassen sich verschiedene imperiale Dimensionen beobachten. Vgl. dazu STROHMEIER, Arno: Die Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit – ein Imperium? Ein Problemaufriss. In: Imperien und Reiche in der Weltgeschichte. Epochentübergreifende und globalhistorische Vergleiche. Hg. v. Sabine FICK, Michael GEHLER und Robert ROLLINGER. Wiesbaden 2013 (im Druck).
- 45 Vgl. THORAU, Peter: Von Karl dem Großen zum Frieden von Zsitva Torok. Zum Weltherrschaftsanspruch Sultan Mehmeds II. und dem Wiederaufleben des Zweikaiserproblems nach der Eroberung Konstantinopels. In: Historische Zeitschrift 279 (2004), 309–334.
- 46 Vgl. BOSBACH, Franz: Monarchia universalis. Ein politischer Leitbegriff der frühen Neuzeit. Göttingen 1988. – STROHMEIER, Arno: Ideas of Peace in Early Modern Models of International Order: Universal Monarchy and Balance of Power in Comparison. In: Peace, War and Gender from Antiquity to the Present. Cross-Cultural Perspectives. Hg. v. Jost DÜLFFER und Robert FRANK. Essen 2009, 65–80.

Erfolgreiches Konfliktmanagement musste diese radikale Verschiedenheit regulieren. Insgesamt betrachtet handelte es sich daher um eine Sonderform interkultureller Kommunikation.

3. Gliederung des Bandes – Überblick über die Beiträge

Der Band ist in vier Kapitel gegliedert, die umfassenden Forschungsfeldern entsprechen und in Einzelstudien exemplarisch erschlossen werden: 1. „Friedenspolitik und Konfliktvermeidungsstrategien“, 2. „Friedensverträge und Waffenstillstandsabkommen“, 3. „Diplomatie und Diplomaten“ und 4. „Krieg und Frieden im Diskurs“. Die 20 Autorinnen und Autoren stammen aus beziehungsweise haben wesentliche Teile ihrer wissenschaftlichen Sozialisation in folgenden Ländern erfahren: Bosnien-Herzegowina, Bulgarien, Deutschland, Kroatien, Österreich, der Türkei und Ungarn. Auf diese Weise soll eine nationalgeschichtlich verengte Sichtweise verhindert und ein breiter Ausschnitt aus der bunten Palette historiografischer Methoden gegeben werden, mit denen das Themenfeld „Krieg-Frieden“ in der Forschung gegenwärtig erschlossen wird.

Die Beiträge des ersten Kapitels „Friedenspolitik und Konfliktvermeidungsstrategien“ beschäftigen sich mit den Voraussetzungen des Konfliktmanagements und seinen Verlaufsformen. Unter welchen Bedingungen kam es zu Phasen der Gewalteinämmung und des relativen Friedens? Ging es nur darum, einen günstigeren Zeitpunkt für einen neuerlichen Feldzug abzuwarten? Welchen Einfluss hatten innenpolitische und internationale Konstellationen? Die Studien bewegen sich einerseits auf der umfassenden Ebene der beiden Herrschaftsräume, andererseits beziehen sie die mikrohistorischen Dimensionen ein, die Außenbeziehungen grundsätzlich besitzen, also auch die politischen Entscheidungsträger und deren Handlungsmotive.

Ausgehend von zwei die ungarische Geschichte des 15./16. Jahrhunderts prägenden Protagonisten verfolgen Teréz Oborni und Szabolcs Varga im ersten Beitrag dieses Bandes die Legitimierung zweier solcher politischen Entscheidungsträger, Vladislav II. und Johann Zápolya, die betonen, als gerechte und fromme Obrigkeiten in „ihrem Land“ Frieden zu schaffen. Dass sich beide freilich zur Umsetzung dieser intrinsischen Motivation von Fürsorge unterschiedlicher Strategien bedienen mussten, wie der Autor belegt, bedurften schon die Veränderungen der Zeit auf der Makroebene, standen sich doch ab dem ausgehenden 15. Jahrhundert ein politisch wie militärisch geschwächtes ungarisches Reich sowie das potente und mit einem universalistischen Herrschaftsanspruch auftretende Osmanische Reich gegenüber. İşıksel Güneş zeichnet in seiner Abhandlung, die den Zeitraum von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Langen Türkenkrieges betrachtet, die Beziehung der Osmanen zu dem neuen, den mitteleuropäischen Raum kontrollierenden Reich der Habsburger nach. Das vorrangige Ziel der osmanischen Politik dieses Zeitraums war es demnach, ein militärisches Vordringen des Habsburgerreiches durch Erhalt weiter Teile Ungarns als „Pufferzone“ zu verhindern. Diese „Kunst der Eindämmung“ zur Vermeidung von Konflikten unter gleichzeitiger Stärkung loka-

ler Machthaber erhielt den Status quo und akzentuierte auf beiden Seiten die Wahrnehmung der politischen Beziehung als freundschaftlich.

Einer näheren Betrachtung unterzieht Nataša Štefanec in ihren Ausführungen einen Teil der Militärgrenze, nämlich den slawonischen Abschnitt. Die Autorin fragt dabei nach den frühmodernen staatlichen Strukturen, richtet ihr Augenmerk aber auch auf den Kosmos der Grenzbewohner, die den Plünderungen und Zerstörungen beidseits der Grenze ausgesetzt waren und diese genauso, wie obrigkeitliche Institutionen, einzudämmen versuchten, wobei es zwischen beiden auch zu Differenzen und Friktionen kam.

Teréz Oborni geht in ihrem Beitrag auf den geschickt zwischen den beiden Reichen agierenden Stephan Báthory ein, der sich mit der Unterstützung des Sultans zum Fürsten von Siebenbürgen wählen ließ und frühzeitig erkannte – wie die Autorin nachweist –, dass, obgleich die Habsburger Siebenbürgen als integralen Bestandteil der ungarischen Krone ansahen und ihre Exspektanz nicht aufgaben, die militärische Macht auf Seiten der Osmanen war. Dementsprechend richtete er seine Diplomatie auf den Erhalt des Status quo zwischen den beiden Reichen aus und vermied so feindliche Auseinandersetzungen um die Oberhoheit über das Fürstentum Siebenbürgen.

Dass Friedenspolitik und Vermeidungsstrategien Kriege nicht gänzlich ausschließen konnten, beleuchtet Jan Paul Niederkorn am Beispiel einiger Diplomaten an der Hohen Pforte. Anhand von Ego-Dokumenten legt er die Rivalitäten, Kabalen und Bestechungen der Abgesandten offen, die im Vorfeld des Langen Türkenkrieges eben diesen nicht vermeiden konnten und somit auf strukturelle Defizite dieser Art des Interessenausgleichs zum damaligen Zeitpunkt weisen.

Einen Einblick in das 17. Jahrhundert gewährt Sándor Papp, indem er den siebenbürgischen Fürsten Gábor Bethlen in den Mittelpunkt seiner Ausführungen stellt. Deutlich hebt der Autor das Ringen Bethlens zwischen eigenen machtpolitischen Vorstellungen und realpolitischen Gegebenheiten hervor: Eingebettet in die Konflikte des beginnenden Dreißigjährigen Kriegs in Böhmen nutzte dieser die Gunst und fiel in die nordungarischen Komitate ein mit dem Ziel, sich zum ungarischen König wählen und krönen zu lassen. Seine Versuche, das Osmanische Reich gegen das Habsburgerreich in Stellung zu bringen, misslangen ob der Vorbehalte osmanischer Würdenträger, die eine einschneidende Veränderung der gefundenen Ordnung im Frieden von Zsitvatorok fürchteten, gleichzeitig aber einer Schwächung des habsburgischen Reichs geneigt gegenüberstanden. So wurde Bethlen zwar zum ungarischen König gewählt, die mangelnde militärische Unterstützung seitens der Osmanen verhinderte allerdings seine Krönung sowie weitere Feldzüge in die habsburgischen Kernländer.

Einen Exkurs nach Südeuropa bietet der Beitrag von Ekkehard Eickhoff, der die Strategien der Serenissima, sich dem Osmanischen Reich gegenüber zu behaupten, obgleich die geostrategischen Interessen beider Mächte praktisch deckungsgleich waren, aufarbeitet. Der Autor schildert, wie die Republik Venedig durch Diplomatie und gestützt auf ihre Kriegsflotte, an Einfluss und Bedeutung schrittweise einbüßte, obwohl sie „alle Gefahren und Krisen ihres Verhältnisses zum übermächtigen Nachbarn [...] ohne Schaden für ihre innere Stabilität“ überstand.

Ein Kernelement des Konfliktmanagements bildeten die Friedensverträge respektive Waffenstillstandsabkommen, von denen einige im Mittelpunkt des zweiten Kapitels stehen.⁴⁷ Hierbei prallten nicht nur konträre machtpolitische Interessen aufeinander, sondern auch tief greifende Unterschiede im Vertragsrecht, denn gemäß der Scharia etwa durften die Osmanen mit christlichen Mächten keinen dauerhaften Frieden, sondern lediglich befristete Waffenstillstandsabkommen vereinbaren, befand sich doch die Welt der Muslime, das „Haus des Islams“ (*dar al-Islam*), mit der nicht-muslimischen, dem „Haus des Krieges“ (*dar al-harb*), permanent in einer Art Kriegszustand. Demgemäß war die Einstellung von Kämpfen gegen Ungläubige nur unter bestimmten Bedingungen und unter Beachtung spezieller Vorschriften möglich.⁴⁸ Die Habsburger orientierten sich am römischen und kanonischen Recht sowie zunehmend an den Normen des Europäischen Völkerrechts, das sich im Laufe der Frühen Neuzeit ausbildete.⁴⁹ Als wichtige Zwischenstation gilt dabei der Westfälische Frieden (1648), der den mittelalterlichen Universalismus beendete und den Pluralismus rechtsgleicher Gemeinwesen völkerrechtlich fixierte. Das gilt freilich nur für das Verhältnis christlicher Mächte untereinander, deren bilaterale Beziehungen zum Osmanischen Reich entwickelten sich in einem anderen Rhythmus, der noch unzureichend erforscht ist.⁵⁰ Allerdings ist zu erkennen, dass sich – vor dem Hintergrund der Umkehrung der machtpolitischen Verhältnisse – à la longue das europäische Modell durchsetzte, die vollwertige völkerrechtliche Anerkennung fand das Osmanische Reich freilich erst im Frieden von Paris 1856.⁵¹ Die anfänglich bereits angesprochene große Anzahl an Kontrakten – mehr als 65 zwischen 1526 und 1792 – zeigt, wie schwer man sich tat, stabile Lösungen zu finden.

Ernst D. Petritsch betrachtet die strukturellen Gründe für den Abschluss von „Friedensverträgen“ und kommt zum Ergebnis, dass zwischen den Habsburgern und den Osmanen durchaus divergierende Auffassungen über „Frieden“ beziehungsweise „Waffenstillstand“ vorherrschend waren, die auf religiös-kulturelle

47 Vgl. ZIEGLER, Karl-Heinz: Völkerrechtliche Beziehungen zwischen der Habsburgermonarchie und der Hohen Pforte. In: Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte 18 (1996), 177–195. – DERS.: The peace treaties of the Ottoman Empire with European Christian powers. In: Peace treaties and international law in European history. From the Late Middle Ages to World War One. Hg. v. Randall LESAFFER. Cambridge 2004, 338–364. – KOMATSU, Guido: Die Türkei und das europäische Staatensystem im 16. Jahrhundert. Untersuchungen zu Theorie und Praxis des frühneuzeitlichen Völkerrechts. In: Recht und Reich im Zeitalter der Reformation. Festschrift für Horst Rabe. Hg. v. Christine ROLL. Frankfurt/Main u. a. ²1997 [1996], 121–144.

48 Vgl. PANAITIE, Viorel: The Ottoman Law of War and Peace. The Ottoman Empire and Tribute Payers. New York 2000, 233–263. – KHADDURI, Majid: War and Peace in the Law of Islam. Baltimore 1955. – KISSLING, Hans Joachim: Rechtsproblematiken in den christlich-muslimischen Beziehungen, vorab im Zeitalter der Türkenkriege. Graz 1974.

49 Ein Überblick findet sich bei BOSBACH, Franz: Friedensverhandlungen. In: Enzyklopädie der Neuzeit. Bd. 4: Friede – Gutsherrschaft. Hg. v. Friedrich JAEGER. Stuttgart-Weimar 2006, 34–41. – STEIGER, Heinhard: Friedensvertrag. In: Ebd., 41–48.

50 Zusammenfassung bei SCHILLING, Heinz: Konfessionalisierung und Staatsinteressen. Internationale Beziehungen 1559–1660. Paderborn u. a. 2007, 138–147.

51 BAUMGART, Winfried: Europäisches Konzert und nationale Bewegung. Internationale Beziehungen 1830–1878. Paderborn u. a. 1999, 146–165.

Wurzeln zurückzuführen sind. Dennoch blieb der Pragmatismus im situativen Handlungsbedarf dominant, beispielsweise im Vorfeld heraufziehender Perserkriege, wenn also ein Zweifrontenkrieg drohte. „Mehrdeutigkeit“ war laut Petritsch eher auf sprachliche Gründe zurückzuführen, die anlässlich der Ausfertigung der Vertragsurkunden entstanden waren und Anlass für Auseinandersetzungen lieferten.

Wie schwierig es sich erwies, osmanische Komponenten in ein sich formierendes europäisches Diplomatesystem zu integrieren, zeigt Gábor Kármán am Beispiel des Fürstentums Siebenbürgen, das als einziger osmanischer Vasallenstaat an den Verhandlungen des Westfälischen Friedens teilnahm und die allgegenwärtige Bedrohung durch die Hohe Pforte verdeutlichte.

Dass ein Friedensvertrag nicht unbedingt zur Befriedigung von Konfliktparteien führt, sondern durchaus schwelenden Konflikten zur offenen Konfrontation verhelfen kann, zeigt Katalin Toma in ihrem Beitrag über den Frieden von Eisenburg. Dabei kommt sie – im Gegensatz zur offiziellen Historiographie – zum Ergebnis, dass nicht der Vertragsabschluss selbst, sondern dessen Durchführung und Kommunikation durch den Kaiserhof zu einer immer größeren Entfremdung gegenüber den ungarisch-kroatischen Ständen und letztlich zu den sogenannten Magnatenverschwörungen führte.

Auch Mónika F. Molnár hinterfragt in ihrem Aufsatz über den Frieden von Karlowitz einen historiographischen Topos und macht deutlich, dass es sich keineswegs um eine bipolare Auseinandersetzung zwischen Osmanen und Kaiserlichen handelte, sondern um eine multipolare. Die an der Konferenz teilnehmenden christlichen Mächte verfolgten in erster Linie ihre eigenen Interessen, und als Motoren einer Verständigung erwiesen sich die eigentlichen Hauptkontrahenten, nämlich Wien und Istanbul. Karlowitz bedeutete für das Osmanenreich insofern eine gravierende Zäsur, als der Vertrag den Beginn einer „neuen Friedenskultur“ markierte und somit eine wichtige Etappe der Integration ins europäische Mächtesystem darstellte. Dank dieser Entwicklung konnten – im Gegensatz zu früheren Friedensverträgen – sogar die militärischen Grenzonen dauerhaft befriedet werden.

Einem zentralen Instrument der friedlichen Interaktion zwischen Gemeinwesen ist das dritte Kapitel gewidmet, der Diplomatie,⁵² ein Forschungsfeld, das lange Zeit verengt unter dem Vorzeichen des Historismus und der Ereignisgeschichte erschlossen wurde, jedoch seit einigen Jahren aufgrund der Rezeption kulturwissenschaftlicher und anthropologischer Theorien und Methoden einen dynamischen Wandel erfährt. Wichtige Merkmale dieser „Neuen Diplomatiegeschichte“ sind die Historisierung von „Politik“ und ihre konsequente Kontextualisierung, wodurch beispielsweise symbolisch-rituelle Formen der Kommunikation, Klientel und Patronage sowie die Fremderfahrungen von Diplomaten in den Mittelpunkt des Inter-

52 Wolfgang Reinhard definiert Diplomatie in einem denkbar umfassenden Sinn als „nicht-kriegerische Interaktion von Gemeinwesen“, wobei ergänzend zu berücksichtigen ist, dass sie auch der Vorbereitung für Kriege dienen konnte. Vgl. REINHARD, Wolfgang: *Geschichte der Staatsgewalt. Eine vergleichende Verfassungsgeschichte Europas von den Anfängen bis zur Gegenwart*. München 1999, 370.

esses rücken.⁵³ Aus akteurszentrierter mikropolitischer Perspektive ist erkennbar – wenn auch in den habsburgisch-osmanischen Beziehungen unzureichend erforscht –, dass Diplomaten nicht nur als verlängerter Arm des Herrschers oder seines Entscheidungsapparats agierten, sondern auch massiv persönliche Interessen verfolgten und etwa die Vermehrung ihres sozialen Kapitals anstrebten. Freilich zählten Kernphänomene internationaler Politik wie Frieden und Konfliktmanagement dennoch weiterhin zu ihren handlungsleitenden Hauptaufgaben.⁵⁴

Das Osmanische Reich war in das Netzwerk ständig residierender Diplomaten, das weite Teile West- und Mitteleuropas als Folge einer durch die habsburgisch-französischen Rivalitäten entstandenen Verdichtung der internationalen Beziehungen seit dem 16. Jahrhundert umspannte, fest eingebunden. Mit Genua und Venedig als Vorreitern ließen sich sukzessive alle wichtigen europäischen Mächte – der Kaiserhof seit der Mitte des 16. Jahrhunderts⁵⁵ – an der Hohen Pforte durch einen Geschäftsträger vertreten. Die Beziehungen waren allerdings asymmetrisch, denn die

- 53 Vgl. für die habsburgisch-osmanische Diplomatie PETRITSCH, Ernst D.: Fremderfahrungen kaiserlicher Diplomaten im Osmanischen Reich (1500–1648). In: Wahrnehmungen des Fremden: Differenzenerfahrungen von Diplomaten im 16. und 17. Jahrhundert. Hg. v. Michael ROHRSCHEIDER und Arno STROHMEYER. Münster 2007, 345–366. – SEVERI, Bart: Representation and Self-Consciousness in 16th Century Habsburg Diplomacy in the Ottoman Empire. In: Das Osmanische Reich (wie Anm. 17), 281–294. – RUDOLPH, Harriet: Türkische Gesandtschaften ins Reich am Beginn der Neuzeit – Herrschaftsinszenierung, Fremdheitserfahrung und Erinnerungskultur. Die Gesandtschaft des Ibrahim Bey von 1562. In: Ebd., 295–314. – REINDL-KIEL, Hedda: Der Duft der Macht. Osmanen, islamische Tradition, muslimische Mächte und der Westen im Spiegel diplomatischer Geschenke. In: Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 95 (2005), 195–258. – DIES.: Ottoman-European Cultural Exchange. East is East and West is West, and Sometimes the Twain Did Meet Diplomatic Gift Exchange in the Ottoman Empire. In: Frontiers of Ottoman Studies: State, Province, and the West. Bd. II. Hg. v. Colin IMBER, Keiko KIYOTAKI und Rhoads MURPHEY. London u. a. 2005, 113–123.
- 54 Vgl. EXTERNBRINK, Sven: Internationale Politik in der Frühen Neuzeit. Stand und Perspektiven der Forschung zu Diplomatie und Staatensystem. In: Geschichte der Politik. Alte und neue Wege. Hg. v. Hans-Christof KRAUS und Thomas NICKLAS. München 2007, 15–39, hier 34.
- 55 Zusammenfassung der Entwicklung bei SCHILLING (wie Anm. 50), 120–138. Zur Ausbildung der habsburgisch-osmanischen Diplomatie vgl. KÖHBACH, Markus: Die diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und dem Osmanischen Reich (Vom Frieden von Zsitva Torok bis zum 1. Weltkrieg). In: Osmanli aristirmalari 4 (1984), 237–260. – MÜLLER, Ralf C.: Der umworbene „Erbfeind“: Habsburgische Diplomatie an der Hohen Pforte vom Regierungsantritt Maximilians I. bis zum „Langen Türkenkrieg“ – ein Entwurf. In: Das Osmanische Reich (wie Anm. 17), 251–279. – PETRITSCH, Ernst D.: Die diplomatischen Beziehungen Ferdinands I. mit den Osmanen. Techniken und Probleme. In: Siegmund von Herberstein. Kaiserlicher Gesandter und Begründer der Rußlandkunde und die europäische Diplomatie. Hg. v. Gerhard PFER-SCHY. Graz 1989, 89–99. – DERS.: Zur Problematik der kontinentalen Osmanenabwehr. In: Karl V. 1500–1558. Neue Perspektiven seiner Herrschaft in Europa und Übersee. Hg. v. Alfred KOHLER, Barbara HAIDER und Christine OTTNER. Wien 2002, 667–683. – DERS.: Abenteurer oder Diplomaten? Ein Beitrag zu den diplomatischen Beziehungen Ferdinands I. mit den Osmanen. In: Kaiser Ferdinand I. Ein mitteleuropäischer Herrscher. Hg. v. Martina FUCHS, Teréz OBORNI und Gábor UJVÁRI. Münster 2005, 249–261. – TIMMERMANN, Ina: Gesandtschaftszeremoniell zwischen Konfliktlösung und Konfliktproduktion. Die Berichterstattung über die „türkische“ Gesandtschaft in Wien und Prag 1609. In: Zeremoniell in der Krise. Störung und Nostalgie. Hg. v. Bernhard JAHN, Thomas RAHN und Claudia SCHNITZER. Marburg 1998, 89–96.

Osmanen fertigten zwar zu den verschiedensten Anlässen Sondergesandtschaften ab, begannen jedoch erst im späten 18. Jahrhundert, an den großen europäischen Herrscherhöfen ständige Botschaften einzurichten.⁵⁶

„Freundschaftsvorstellungen“ als Bestandteile der politischen Praxis der Osmanen wie der Habsburger auf der Akteursebene behandelt Arno Strohmeier im ersten Beitrag der dritten Passage. Diese erwiesen sich in den bilateralen Kommunikationsprozessen wegen ihrer Flexibilität letztlich als vertrauensbildend. Ob allerdings das dadurch etablierte Verhältnis „symmetrischer“ oder aber „hierarchischer“ Natur war, blieb situativ beziehungsweise dem zeitlichen Wandel unterworfen. Während die Osmanen anfangs nicht von einer auf Parität basierenden Beziehungskonstellation ausgingen, änderte sich dies qualitativ bis zum Frieden von Karlowitz (1699).

Das multilateral strukturierte Finanzierungssystem der vormodernen Diplomatie, ein nur selten reflektierter Aspekt der Diplomatiegeschichte, thematisiert Harriet Rudolph in ihrem Beitrag und konstatiert für die kaiserliche Diplomatie im 16./17. Jahrhundert „einen vergleichsweise diffusen Charakter und ein hohes Maß an Traditionalität“. Dabei bildeten die ökonomischen Ressourcen das Fundament des Handlungsspielraums diplomatischer Friedenspolitik, und die Herrscher in Wien investierten zwecks Friedenssicherung bedeutende Summen in die diplomatischen Beziehungen zur Hohen Pforte. Die organisatorische Verfestigung im Amt des Residenten führte letztlich auch zur Institutionalisierung einer normativen Regelung der Finanzierung. Gewissermaßen die „Gegenrichtung“ untersucht der Beitrag von Hedda Reindl-Kiel am Beispiel der diplomatischen osmanischen Geschenke an den Wiener Hof im 17. und 18. Jahrhundert. Die tradierten Geschenklisten zeugen nämlich von einem feinen Sinn für die tatsächliche oder imaginäre Machthierarchie und machen die Dynamik in der Wahrnehmung politischer Kräftekonstellationen seitens der Hohen Pforte deutlich. Ab dem Frieden von Karlowitz wurden nämlich die einzelnen Objekte immer kostbarer, da der Adressat nicht mehr der „König von Wien“, sondern der „deutsche Kaiser“ war.

Die Karriere eines hochgradig gebildeten siebenbürgischen Renegaten rekonstruiert Zsuzsa Barbarics-Hermanik. Der Konvertit und religiöse Schriftgelehrte Ibrahim Mütefferrika galt in vielerlei Hinsicht als Grenzgänger zwischen christlichen und muslimischen Welten. Als transkultureller Vermittler spielte er auch in den Aushandlungsprozessen der Friedensgespräche zwischen Wien und Istanbul eine wichtige Mediatorrolle.

Mit dem zeitgenössischen Friedensdenken beschäftigt sich das vierte Kapitel „Krieg und Frieden im Diskurs“. Hier sind die Bezüge zur Religion besonders eng, denn Friede ist im Christentum wie im Islam ein normativer Grundwert, der aufgrund der engen Verzahnung von Religion und Politik auch in den Außenbeziehungen besondere Bedeutung besaß. Im christlichen Europa etwa galt der weltliche, politisch-soziale Frieden zu Beginn der Neuzeit als Teilbereich eines umfassenden, religiös verstandenen Friedens. Bereits erwähnt wurde die muslimische Unterscheidung zwischen einem Frieden verheißenden Haus des Islams und dem Haus des

56 QUATAERT, Donald: *The Ottoman Empire, 1700–1922*. Cambridge 2000, 79f.

Krieges. Zu berücksichtigen ist ferner die normative Bedeutung des Friedens und seine im Osmanischen Reich wie in der Habsburgermonarchie vorhandene Verknüpfung mit den Herrschertugenden und der Herrschaftslegitimation. Eine scharfe Trennung zwischen innerem und äußerem Frieden ist dabei nicht immer möglich.

Im Konfliktmanagement spielten etablierte Wahrnehmungsmuster, die sich zu langlebigen Feindbildern verdichten und den Friedensprozess hemmen konnten, eine wichtige Rolle. Gemäß dem Bild vom „Erbfeind christlichen Namens“, das vor allem die Habsburger und die katholische Kirche propagandistisch verbreiteten, galten die Osmanen als brutal, grausam, barbarisch, blutrünstig, heimtückisch und wortbrüchig.⁵⁷ Diese Stereotype prägten die Perzeption der Osmanen in Mitteleuropa bis zum Aufkommen der Aufklärung und der Orientbegeisterung im 18. Jahrhundert nachhaltig. So finden sie sich auch im Alltag habsburgischer Diplomaten an der Hohen Pforte, die den Friedensabsichten ihrer Verhandlungspartner oftmals misstrauten oder sich über deren barbarisches Verhalten beschwerten.⁵⁸ Um solche Wahrnehmungsmuster als Feindbild zu entlarven, ist es unumgänglich, den Kontrast zur „historischen Realität“ aufzuzeigen; die Osmanen schnitten eben nicht allen Frauen die Nase ab.

Mit der „Gleichzeitigkeit ungleichzeitiger Ordnungsvorstellungen“ betrachtet der Beitrag von Dennis Dierks den kommunikativen Aspekt, der die Ausgestaltung von Verträgen im 16. und frühen 17. Jahrhundert erst ermöglichte. Die Ambiguität der Termini half dabei über Defizite in der gegenseitigen Anerkennung der Parität hinweg und regelte somit überhaupt das Zustandekommen eines Friedens. Welche Transformation der Ansatz „Heiliger Krieg“ der Osmanen wie der Europäer auf der politischen Bühne durchlief, zeigt Éva Bóka. Das Osmanenreich erstritt eine Akteurrolle im Spannungsfeld des europäischen Kräfteausgleichs und wurde integraler Bestandteil der europäischen Balancepolitik.

Auf unterschiedliche konzeptuelle Auslegungen des cihad geht Marlene Kurz in ihrer Ausarbeitung ein. Sie belegt, wie dieser rechtlich und im Sinne des univer-

57 Vgl. WREDE, Martin: Das Reich und seine Feinde. Politische Feindbilder in der reichspatriotischen Publizistik zwischen Westfälischem Frieden und Siebenjährigem Krieg. Mainz 2004. – GROTHAUS, Maximilian: Zum Türkenbild in der Kultur der Habsburgermonarchie zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert. In: Habsburgisch-osmanische Beziehungen. Relations Habsbourg-ottomanes. Hg. v. Andreas TIETZE. Wien 1985, 67–89. – DERS.: Vorbildlicher Monarch, Tyrann oder Despot? Europäische Vorstellungen vom Osmanischen Reich zwischen Renaissance und Aufklärung. In: Frühneuzeit-Info 6/2 (1995), 181–203. – HÖFERT, Almut: Den Feind beschreiben. „Türkengefahr“ und europäisches Wissen über das Osmanische Reich 1450–1600. Frankfurt/Main u. a. 2003. – HOLLENBECK, Meike: Die Türkenpublizistik im 17. Jahrhundert – Spiegel der Verhältnisse im Reich. In: Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 107 (1999), 111–130.

58 Vgl. STROHMEYER, Arno: Politische Leitvorstellungen in der diplomatischen Kommunikation: Kaiserliche Gesandte an der Hohen Pforte im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. In: L'art de la paix. Kongresswesen und Friedensstiftung im Zeitalter des Westfälischen Friedens. Hg. v. Christoph KAMPMANN, Maximilian LANZINNER, Guido BRAUN und Michael ROHRSCHEIDER. Münster 2011, 409–439 (am Beispiel von Johann Rudolf Schmid zum Schwarzenhorn, 1629–1643 kaiserlicher Resident in Konstantinopel). In der Praxis gelang es den Diplomaten allerdings, sich von der pauschalen Wahrnehmung der Osmanen als Erbfeind zu lösen und zu einer differenzierteren Sichtweise zu gelangen. Vgl. ebd., 416–419.

salen Herrschaftsanspruchs des Islam als „gottesdienliche Handlung“ sowie andauernde Pflicht des Herrschers wie der muslimischen Gemeinschaft angesehen wurde, weshalb allenfalls zeitlich befristet Waffenstillstandsabkommen möglich waren. Der Friede von Karlowitz 1699 wurde diesem islamrechtlichen Muster folgend demnach nur als Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln gedeutet. Zusehends traten weitere Interpretationen von cihad, beispielsweise spirituell motivierte, in Konkurrenz dazu: Diese gaben dem „großen“ cihad den Vorrang und vertraten militärisch ein defensives Vorgehen gegen die Ungläubigen. Ebenso plädierten osmanische Gelehrte im 17. Jahrhundert unter Rückgriff auf den „großen“ cihad für einen Wissensaustausch mit den Europäern und betonten die gegenseitig vorhandene Kultiviertheit vor dem trennenden Element der Religion. Diese Inhalte und Interpretationen von cihad ließen, flankiert von militärischen Niederlagen auf den Schlachtfeldern Europas, den nötigen Raum für die Möglichkeit eines zeitlich unbefristeten Friedens. Einen exemplarischen Überblick über die Vorstellungen von Frieden in der osmanischen Literatur gibt Nedim Zahirović, wobei sowohl die islamische Fürstenspiegelliteratur, die im 16. Jahrhundert einen Höhepunkt erreichte und in der arabischen und persischen Literatur wurzelte, als auch osmanische Chronisten das Handeln der Sultane sowie osmanischer Würdenträger für die Erhaltung von Ordnung, gesellschaftlicher Harmonie und Frieden betonten.

Dass schlussendlich die althergebrachten Feindbilder ab dem 18. Jahrhundert beiderseits einer Aufweichung unterlagen und sogar zu einem Wandel führten, zeigt Ivan Parvev in seinem Beitrag. Weniger die ideologischen als vielmehr geostrategische Überlegungen an der Wiener Hofburg ließen nun den „geliebten Feind“ – wenn notwendig – als bündnisfähigen Partner auf dem internationalen Parkett der Politik erscheinen.